

Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

Erscheint sechswöchentlich.

Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme: Waidhofen an der Thaya,
Kirchenplatz, N.-Ö.

Jahresbezugspreis 1930: Für Österreich S 2.—, für Waldviertler im Auslande S 3.60.
Einzelnummer für Österreich und das Ausland 50 g, einschließlich Postversand.
Postsparkassenkonto Nr. D 6.173.

3. Jahrg.

15. Juli 1930

Folge 5.

Inhalt:

Persönliches von Robert Hamerling. Von Heinrich Loidolt.

Sommer-Sonnentwende. Von Rosl Reichl.

Ein Volkslied aus der Zeit Maria Theresias. Von Prof. Dr. Franz
Schmug.

Juden in Waidhofen an der Thaya. Von Prof. Dr. Heinrich Rauscher.

Bild:

Hamerling-Denkmal in Zwettl.

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Änderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hiefür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

Heimat- und volkskundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Öffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun.
Waidhofen a. d. Thaya. — Druck von Ferdinand Berger, Horn, N.-Ö.



Das Waldviertel

3. Jahrg.

15. Juli 1930

Folge 5.

Persönliches von Robert Hamerling.

Zu seinem 41. Todestage am 13. Juli 1930.

Von Heinrich Loidolt.

Robert Hamerling war das Kind verarmter Webersleute. Was das heißt, wird jeder Waldviertler wissen. Er war schwächlich von Geburt aus und schon als Säugling todkrank. Entbehrungen jeder Art waren ihm auferlegt und sattessen hat er sich selten können. So konnte sich sein schwächtiges Körperchen auch nicht kräftigen. Schlechte leibliche Erbanlagen — auch Groß- und Urgroßeltern waren Weber — dürften noch obendrein seine körperliche Entwicklung gehemmt haben.

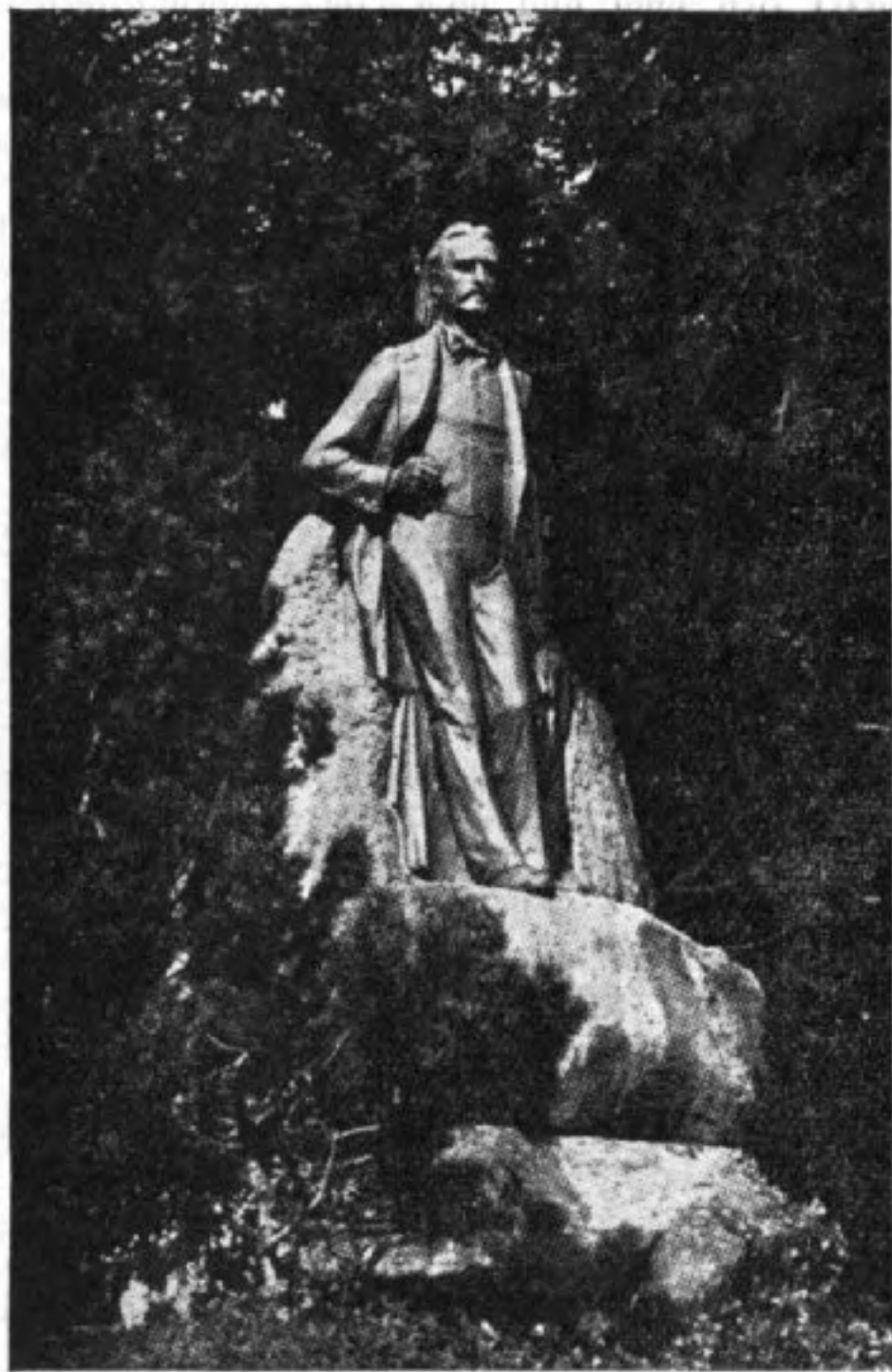
Umsomehr waren ihm Geist und Gemüt reich mitgegeben und eine schöne Seele. Empfänglich von Natur, nahm er regen Anteil an den Vorgängen seiner begrenzten Umwelt. Wald und Flur waren ihm sein liebster Aufenthalt. In der Schule, die er bis zu seinem zehnten Lebensjahre in Groß-Schönau besuchte, hat er seinen Mitschülern stets die Gänsefedern geschnitten, worin er große Geschicklichkeit besaß, am liebsten jedoch der kleinen blonden Anastasia Neunteufel.

Bemerkenswert ist sein Geständnis, daß er schon im zartesten Alter an schönen weiblichen Gestalten großen Gefallen finden konnte. So nennt er aus Groß-Schönau die junge, hübsche Frau seines Lehrers, die Bäckermeisterstochter Thekla und eben die Anastasia.

Als er einmal Hühnersuppe zu kosten bekam, wollte er keine andere mehr und seine arme Mutter mußte ihm bei jeder Suppe sagen, das sei eine Hühnersuppe, dann schmeckte sie ihm erst. Er aß gerne Holzbirnen, Haselnüsse, am Feldfeuer gebratene Erdäpfeln und Mohnstrudel; einen solchen bekam er öfters von einem Schulkameraden. Eine unglaubliche Schwäche besaß er, gerade bei den ernstesten Angelegenheiten zu lachen, wo er doch sonst wenig heiter war; beim Ministrieren wurde ihm das sehr unangenehm. Von der häuslichen Ofenbank herab hielt er mit viel Geschick lange Predigten. Alten, franken Leuten, die er mit der Mutter häufig besuchte, legte er mit viel Verstand das Evangelium aus. Vor Toten hatte er keine Scheu. Im Gegensatz zu diesem Wesenszuge liebte er das Gewühl des Kirchweihfestes und der Tanzunterhaltungen. In Georgenthal bei Grazen in Böhmen, wo er Verwandte

hatte, sah er den Glasmachern bei der Arbeit zu und ging mit seiner kleinen, munteren Base Schwämme suchen und Beeren pflücken.

Im Alter von zehn Jahren kam er als Sängerknabe ins Kloster nach Zwettl. Anfänglich litt er lange Zeit unter Geisterfurcht, da jeder Sängerknabe ein eigenes Schlafkammerlein zugewiesen erhielt, er schwitzte ordentlich vor Angst und schlief stundenlang nicht ein. Er war ein fleißiger Schüler und wurde seines ruhigen Betragens wegen zum Aufseher über seine Kollegen bestellt; doch bekam er auch hie und da mit dem spanischen Rohr einige aufgezehlt.



Samerling-Denkmal in Zwettl.

kennzeichnend ist, daß er sich allein zum stillen, düsteren Vater Hugo Traumihler hingezogen fühlte, mit dem er auch manchesmal ein regelrechtes nächtliches Exercitium magnunm durchmachte. Er war überhaupt sehr verschlossen und still.

Als die vier Jahre Sängerknabenzeit um waren, reiste er zu seinen Eltern nach Wien und besuchte dort das Schottengymnasium. Um diese Zeit legte er sich ein Tagebuch an, das er in lateinischer Sprache getreulich und genau führte und für die

Aufzeichnung gewisser Vorkommnisse sogar eine selbst zurechtgelegte Geheimschrift benützte. Später konnte er diese Eintragungen selbst nicht mehr enträtseln. Seinen einzigen, allerdings sehr innigen, freundschaftlichen Verkehr übte er mit Anton Bruckner aus Grafenschlag bei Zwettl, der gleich ihm seinen Gymnasialstudien in Wien oblag. Bei entfernten Wiener Verwandten verliebte er sich in eine Tochter des Hauses, der er den Phantasiennamen Regiswinda gibt. Diese Liebe war sein Geheimnis, nicht einmal das Mädchen selbst erfuhr etwas von dieser Neigung.

1846 ging er zu den akademischen Studien an der Universität über. Die religiöse Schwärmerei ließ nach und wich einer zunehmenden nationalen Begeisterung, die durch die Vorgänge des Jahres 1848 noch gesteigert wurde. Er sehnte sich nach Deutschland, an den Rhein. Er wurde auch Mitglied der akademischen Legion und trug als solches Flinte, Säbel und Kalabreser. Das Studium betrieb er mit Feuereifer. In den Vorlesungen für vergleichende Sprachwissenschaften, deren erster Professor an der Wiener Universität, Anton Boller, ein Waldviertler aus Krumau am Kamp war, erlernte er sogar Sanskrit, die Sprache der alten Hindu. Privat erlernte er die Kurzschrift, die modernen Sprachen, wie Englisch, Französisch und Italienisch, dann Klavier. Das Schwimmen wollte er zwar auch aus einem Buche erlernen, doch gelang es ihm nicht, wie er später in den Ferien feststellen mußte. Im übrigen stand es mit seinen geldlichen Verhältnissen sehr schlecht. Sein Vater verdiente einen Monatslohn von 7 Gulden, die Mutter verrichtete Näharbeit und er gab Nachhilfestunden. So mußte alles an der Führung des Haushaltes zusammenwirken.

Die Ferien verbrachte er während seiner Universitätsstudienzeit ausschließlich in der Heimat mit Anton Bruckner. Hamerling war ein glänzender, flotter Tänzer. In seinen „Stationen“ berichtet er recht angelegentlich von dem Kirchweihfest des Jahres 1851 in Schweiggers, bei dem er besonders „wild“ mit einer „schwarzen Schremserin“ tanzte. Ungefährliche Jugendliebe ließ ihn die beiden Töchter des Ortschirurgen Weißbrod verehren, denen er die poetischen Namen „Rose“ und „Lilie“ gab. Seiner Base „Suleika“ in Schweiggers hatte es der blasse Jüngling zuzuschreiben, daß sich das Körpergewicht von 93 auf 98 Pfund verbesserte. 49 Kilogramm für einen Zwanzigjährigen ist zwar noch immer herzlich wenig. Der Leser mag sich nach diesen Angaben eine Vorstellung vom Leibesbau des Dichters ausmalen. Den Ferienaufenthalt beschloß er immer bei seinem Onkel Leopold Hamerling in Kirchberg a. Walde, der gerne politische Gespräche pflog.

In seinem Tagebuch, das er eifrig fortführte, finden sich aus jenen Tagen die „Grundzüge der Theorie, nach welcher ich künftig zu leben gedenke“. An erster Stelle setzt er die beiden Prinzipien alles Lebens: Schönheit und Liebe. Liebe gegen jedes Naturwesen zu zeigen, Güte und Nachsicht gegen alle Menschen zu üben und zu trachten, allen nach Möglichkeit nützlich zu sein, macht er sich zur Pflicht. Er hat diese Grundsätze bis an sein Lebensende gehalten.

Seinen Namen, der eigentlich ursprünglich Rupert Hamerling lautete, änderte er „der Liebe wegen“ in Robert Hamerling um. „Robert lispelt's sich schöner“, steht im Tagebuche.

Die Ferien des Jahres 1851 waren seine letzten. Um die drückenden Sorgen los zu sein, ergriff er gezwungen den Beruf eines Gymnasiallehrers. Zuerst war er in Wien, dann in Graz tätig, wohin ihm auch die Eltern folgten. Noch nicht lange

in der schönen Murstadt, machte er die Bekanntschaft einer schönen Bürgerstochter mit Namen Pauline Fuadri, die zu einem ernsten Verhältnis gedieh. Durch das Dazwischentreten seiner eigensinnigen Mutter, die einer Vereinigung ihre Zustimmung verweigerte, ging der Bund der Liebenden in Brüche. Hamerling, seelisch schwer niedergedrückt, trat eine Lehramtsstelle in Triest an. So blieb er auch unverheiratet und noch an seinem Lebensabend gedachte er schmerzlich jener schönen Tage. Wohl trat er in Triest in freundschaftliche Beziehungen zur Harfenvirtuosin Marie Mösner und zur Schauspielerin Antoinette Julius, gewann, zurückgekehrt nach Graz, in Frau Klothilde von Gstirner, seiner „Minona“, eine edle, verständige Freundin, doch eine Pauline fand er nie mehr.

Kurz nach seiner Ankunft in Triest brach die Cholera aus und fast gleichzeitig stellten sich die ersten Anzeichen seines so furchtbar werdenden Unterleibsleidens ein. Diese Krankheit und ein zäher Rheumatismus vergällten ihm schon frühzeitig seine Lebensfreude. Seine Eltern, die er mitgenommen, waren fast seine ausschließliche Gesellschaft, vom Höflichkeitsverkehr abgesehen.

Geselliger gestaltete sich sein Leben erst, da er 1866 an Seite seiner Eltern in Graz als pensionierter k. k. Professor ständigen Wohnsitz nahm und im jungen Ruhme seines „Ahasvers“ stand. Im März desselben Jahres erhielt er von einer in Wien lebenden, vermögenden, ihm persönlich gänzlich fremden Dame, einer gewissen Frau Genoveva Müller v. Milborn, einen Betrag von 6000 Gulden zur Sicherung seiner unabhängigen Lebenslage. Im Jahre 1870 erwarb er ein schön gelegenes Landhaus, „Stiftinghaus“, in der Nähe von Graz.

Nicht unerwähnt soll seine, gleich nach der Pensionierung, im Jahre 1867 vorgenommene Reise in sein geliebtes Waldviertel bleiben, dem er sechzehn Jahre fern war und das er nicht wieder sehen sollte. Sein starkes Heimatgefühl läßt sich in Worten nicht ausdrücken. Nichts konnte ihn mehr freuen, wie Briefe aus dem Waldviertel oder wenn Waldviertler zu ihm auf Besuch kamen. Der berühmte, gefeierte Mann verlebte da seine glücklichsten Stunden. Die teuersten Glückwünsche, die anlässlich der Feier der goldenen Hochzeit seiner Eltern am 10. November 1874 im „Stiftinghause“ eintrafen, blieben für ihn die aus dem Waldviertel. Den offenkundigsten und zugleich ergreifendsten Ausdruck findet diese Heimatliebe in der Stelle eines Briefes, den die genannte Frau v. Gstirner an Josef Allram richtete, der sich besorgt um das Befinden seines verehrten Freundes erkundigte und die folgendermaßen lautet: „... Bei Ihrem Brief aber winkte er mit der Hand und diesen Brief mußte ich ihm von Anfang bis zum Ende vorlesen — es war das letzte Schreiben, das er vernahm. Und als ich zu der Stelle kam, wo die Waldviertler ihren lieben Landsmann und Dichter in Graz brausend leben ließen, daß es hundertfach von den Bäumen widerhallte, da rann ihm eine Träne über die todesbleiche Wange — und ich mußte vor Schluchzen unterbrechen!“ Auch der Schreiber dieser Zeilen muß vor Schluchzen unterbrechen, welcher Waldviertler mußte da nicht weinen?

Am 25. Mai 1879 starb sein achtzigjähriger Vater, der ein geschickter, kunstsinziger Holzschnitzer war. Seine Mutter blieb ihm noch und überlebte den Dichter sogar um einige Jahre. Einen Teil seiner Hausgenossenschaft bildete das Mündel Berta. Das letzte Gedicht, das er schrieb, ist diesem gewidmet.

Während des Sommers wohnte Hamerling im „Stiftinghause“, zu Beginn der kälteren Jahreszeit zog er wieder in seine Stadtwohnung zurück. Außerlich blieb sein Leben auf einen engen Kreis beschränkt. Außer „Minona“, wäre da

vor allem Peter Rosegger zu nennen, der ihn oft besuchte. In den letzten Jahren seines Lebens mußte er furchtbare Qualen erdulden und gerade im Sommer wurden die Schmerzen heftiger und unerträglicher. Selten war ihm eine Stunde Erleichterung gegönnt. Am 10. Juni 1889 übersiedelte er zum letztenmal in das „Stiftinghaus“. Drei Wochen später, Samstag, den 13. Juli 1889, starb er. „Habt nur noch ein bißchen Geduld! Adieu!“ Das waren am 13. Juli seine letzten Worte. Einfach ausgebahrt lag er in seinem Sterbezimmer, in den gefalteten Händen hielt er ein einfaches, schwarzes Kreuz, das sein Vater einst geschnitten hatte. Montag, den 15. Juli 1889, um drei Uhr nachmittags wurde er am St. Leonhardsfriedhof in Graz begraben. Eine unzählige Menschenmenge folgte dem Sarge und er hatte sich bloß „ein paar Landsleute und Kinder“ als „liebste Grabgeleite“ gewünscht. Landesgerichtsrat Artur von Holland aus Weitra hielt im Namen der Waldviertler Heimat eine ergreifend schöne Abschiedsrede.

* * *

Ja, die Lebensgeschichte Hamerlings ist zugleich die Leidensgeschichte einer großen Menschenseele. Trotz seiner Berühmtheit blieb er stets schlicht und einfach. Vor prunkvollen Ehrungen besaß er eine lebhafteste Scheu. Eine große Freude hatte er am Sammeln. So legte er sich eine große Münz-, Mineralien- und Photographiesammlung an. Für Botanik hegte er große Vorliebe. In seinem Musikalienschrank waren alle Ländlicher vereint und an Büchern besaß er nahezu 5000 Stück.

Er war ein treuer Freund und liebenswürdiger Brieffschreiber, doch sehr schweigsam im persönlichen Umgange. Seine körperliche Erscheinung war mittelgroß, schlank und schwächig. Die schmalen Schultern fielen stark ab. Der Kopf und die Gesichtszüge verrieten auf den ersten Blick den Dichter und Denker. Herrlich blickten die klaren Adlerraugen unter den buschigen Augenbrauen hervor. Das Haar trug er zurückgekämmt und reichte bis an die Schultern. Die Wangen waren hohl und das energische Kinn sprang kräftig vor, ebenso die kühn geschnittene Hakennase. Schnurr- und kurzer Knebelbart standen ihm ausgezeichnet zu Gesicht. Seine Stimme war tief und klang rau, längeres Sprechen strengte ihn an. Sprechen tat er ganz gewöhnlich, halb Mundart, halb Schriftsprache. Peter Rosegger äußerte sich über sein Wesen: „Es war ein großer Ernst, eine beständig dämmernde Wehmut um ihn.“ — — —

Sommer=Sonnenwende.

Von Rosl Reichl.

Soweit wir in Chroniken und Schriften nachlesen können, finden wir, daß das Fest der Sommersonnenwende immer und überall, schon seit den ältesten Zeiten, in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni gefeiert wurde. Daher ist es am richtigsten, wenn wir die Feuer an diesem Tage abbrennen.

Das Brennmaterial verschaffen sich bei uns im Waldviertel die Burschen dadurch, daß sie eigenmächtig von jedem Haus ein paar „Birtln“ oder Holzscheiter mitnehmen und dieselben auf einem selbstgezogenen Leiterwagen zur Feuerstelle bringen.

Wir wollen nun das Fest in drei Teile gliedern: in die Spiele, in das Abbrennen des Holzstoßes und die Feuerrede, sowie in den Feuersprung.

Zu den Spielen gehören vor allem die Reigen und Laiche, die Schwerttänze und Wettkämpfe. Im Mittelalter nahm nicht nur das Volk an den Sonnwendfeuern teil, sondern selbst Könige und Herzöge tanzten nicht selten mit dem Volk um das Feuer den Johannisreigen. Auch heute noch sind uns einige dieser schönen Reigen erhalten und es wäre erfreulich, wenn dieselben wieder aufgegriffen und vom Volke aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt würden.

Auf diese Weise könnte ein schöner Brauch unserer Vorfäter lebendig weiterleben und wie früher, von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden.

Sodann kommen wir zum Anzünden des Sonnwendfeuers. Wollen wir hier der alten Sitte näher kommen, so müßte das Feuer eigentlich ein heiliges Feuer, ein „Notfeuer“ sein, welches durch sehr rasches Reiben zweier trockener Hölzer entzündet wird. Dies ist freilich nicht gar leicht und erfordert eine ziemliche Kraftanspannung und Geschicklichkeit. Das „Notfeuer“ spielte bei unseren Vorfätern eine große Rolle. Brach bei ihnen eine Viehheuche aus, so wurden große Feuerstöße angezündet und das kranke Vieh um dieselben herumgetrieben. In späterer Zeit geschah dies aber auch mit dem gesunden Vieh, um den bösen Krankheiten vorzubeugen.

Das Feuer wird meistens in dem Teil des Feldes abgebrannt, der im selbigen Jahr das Korn trägt.

Wie der Leipziger Hochschullehrer Eugen Rogk nachgewiesen hat, sollen wir im Sonnwendfeuer eine Nachbildung der Sonne sehen. Durch die Nachformung eines Gegenstandes, Tieres, einer Naturkraft, bekommt man nach altem Glauben Gewalt über diese. Durch das Sonnwendfeuer nun will man sich die befruchtende, belebende und die schlechten Keime tötende Kraft der Sonne dienstbar machen. Dieser Anschauung ist der Bauer auch heute noch im südlichen und westlichen Teil des Waldviertels wenn er sagt: „Ein Grund, auf dem kein Sonnwendfeuer brennt, trauert das ganze Jahr und so weit der Schein des Feuers leuchtet, wird es nicht hageln“.

Hierher gehört auch das Feuerrad, das Radabschlagen und das Radtreiben. Ein flammendes Rad wird über Bergeshänge talabwärts gerollt und unter allgemeiner Spannung wird beobachtet, wie weit es kommt ohne zu erlöschen. Auf diese Art und Weise soll der Segen der fruchtbringenden Sonnenkraft auf die betreffenden Saatsfelder und Siedlungen herabbeschworen werden.

Ein prächtiges, stimmungsvolles Bild bieten auch die Sonnwendfeste in der Wachau. Dort lassen die Leute Feuer und Lichtlein auf der Donau flußabwärts treiben, so daß es aussieht, als ob sich hunderte von Glühwürmchen über dem Wasser bewegten. Dazu kommen noch die vielen, vielen Sonnwendfeuer, welche an beiden Ufern von den Hügeln und Mugeln wie feurige Sterne ins Tal leuchten.

Und nun kommt der Feuersprung. Die Leute stellen sich meistens zu Paaren hintereinander auf und springen der Reihe nach über das Feuer und je höher sie springen, umso mehr Glück haben sie. Alle sollen über das Feuer springen, jung und alt. Sind sich ein Bursch und ein Mädel zugetan und springen sie mitammen über das Feuer, so bringt dies ihrer Liebe Glück, Eheleuten gewährt der Feuersprung Kindersegens, den einzelnen schützt er vor Krankheit und Unglück.

Auch viel alter Aberglaube ist, ähnlich wie in den Rauhnächten, in dieser Nacht lebendig. So haben die Hexen in der Sonnwendnacht eine große Gewalt.

Man erzählt sich auch, daß die Hexen in dieser Nacht im Bunde mit dem Teufel ihre Versammlungen und Tanzvergügungen abhalten, wobei schwarze Kater die Musik machen. Auf einsamen Waldwiesen kann man dieses böse Treiben sehen.

Steckt man in die Fenster, Türen und Dachlücken Haselzweige und Föhrenwipfel, oder bringt man an der Zimmerdecke einen Buschen „Hexenmoos“ (Bärlapp) an, so haben die Hexen über das Haus keine Gewalt. In den Flachs streut man Haselnußstaub, damit er gut gedeiht.

Auch viele Bräuche, wie das „Losen“, gelten, wie in den Rauhnächten, auch für diese Nacht.

Mögen in unseren Landen auch heuer wieder recht viele, viele Sonnwendfeuer ausblühen und möge das ganze deutsche Volk daran teilnehmen, denn es ist ein Irrtum zu meinen, daß dieses Fest eine Parteisache wäre. Das Fest ist ein alter Brauch wie etwa Weihnachten und gehört dem ganzen Volke und keiner Partei.

Anmerkung der Schriftleitung: Dieser Beitrag unserer geschätzten Mitarbeiterin kommt zur eigentlichen Feier zu spät. Doch dieser schönste Volksbrauch soll uns nicht nur eine Nacht erfreuen, sein Licht müssen wir immer in uns tragen.

Ein Volkslied aus der Zeit Maria Theresias.

Von Prof. Dr. Franz Schmuß.

In meiner Sammlung von Volksliedern, Gstanzen und Sprücheln aus dem oberen Waldviertel (einzelnes erschienen in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“) befindet sich ein Lied, dessen Inhalt ich lange nicht recht zu deuten vermochte. Es lautet:

Dö Stoa auf der Stroß'n,
Dö ham mi' verführt,
Jetzt hot mi' mei' Bots
Ins Arbeitshaus g'spirrt.
Weg'n en Spinnradl —,
Weg'n en Spinnradl —,
Weg'n en Spinnradlradlbrahn.

I bin a jung's Maderl,
Erst sechzehn Johr alt,
I bitt, Herr Berwolter,
Entloß'n s' mi' hold
Weg'n — — (Refrain).

I kann di' nit entloß'n,
Du mußt di' bekehr'n,
Aus ein' nignußig'n Maderl
Kann a no' wos wer'n
Weg'n — —
Jetzt spinn i recht fleißi
Ein' baumwoll'nen Fleck,
Und wann i dann auffikummt
Treib i's erst recht
Weg'n — —

Was sollte der Anfang bedeuten? Was war mit dem Arbeitshaus, in dem offenbar gesponnen wurde, und dem Berwalter gemeint? Die Lösung fand ich durch den Hinweis in Aufsätzen verschiedener Wiener Zeitungen auf die sogenannte Keuschheits-Kommission, die zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia über die Sittlichkeit wachte und über deren Tätigkeit wir bei Schriftstellern der damaligen Zeit mancherlei finden.

Leichtfertige Mädchen wurden damals durch das Vollzugsamt dieser Kommission, die Polizei, nicht selten nach Temesvar ins Spinnhaus geschickt, wo sie oft lange gefangen waren und spinnen mußten. Aus allen Kronländern wurden sie dahingebacht, wodurch gleichzeitig auch auftretendem Mangel an Arbeitskräften in der Spinnerei abgeholfen wurde.

In unserem Liede handelt es sich also um eine Straßendirne („Dö Stoa auf der Stroß'n, dö ham mi' verführt“), die mit Einwilligung ihres Vaters abgeschoben wurde und im Spinnhaus (siehe Refrain!) arbeitet. Sie bittet den Verwalter des Hauses, sie bald zu entlassen, indem sie darauf hinweist, daß sie erst 16 Jahre alt und für ihre Viederlichkeit also gleichsam noch nicht recht verantwortlich sei. Auf die Antwort, sie müsse erst ein ordentlicher Mensch werden, nimmt sie sich vor, durch besonderen Fleiß ihre Gefängniszeit abzukürzen. Aber befehrt ist sie keineswegs:

„Und wann i dann auffikum,
Treib i's erst recht!“

Die jugendliche Leichtfertigkeit des Mädchens, wie sie aus dem Text hervortritt, klingt auch aus der Melodie. Die Linie derselben schwankt nur so auf und nieder, um im Refrain, der gleichzeitig das „Spinnradbrahu“ trefflich wiedergibt, so recht zum Höhepunkt des Leichtsinns aufzusteigen. Ja, im melodischen Abschluß des Refrains, der nochmals diesen Höhepunkt nimmt, vermeint man ganz deutlich zu hören:

„Und wann i dann auffikum,
Treib i's erst recht!“

Volkslieder sind zeitlich meist schwer oder gar nicht zu bestimmen. Das vorliegende läßt sich also — freilich auch nur allgemein — datieren. Es stammt aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia und knüpft sich an die von ihr getroffene Einrichtung der Keuschheitskommission. Merkwürdig genug, daß dieses Lied, das in Wien kaum noch jemand kennen dürfte, obgleich es ein ausgesprochenes Stadtlid ist, gerade auf dem Lande, im Waldviertel, erhalten blieb. Der Grund dürfte wohl darin zu suchen sein, daß im oberen Waldviertel bis zur Wende des 19. Jahrhunderts die Arbeit am Webstuhl die vorherrschende Beschäftigung blieb.

Juden in Waidhofen an der Thaya.

Von Prof. Dr. Heinrich Kaufner.

Juden waren in unserem Lande schon frühzeitig zu finden, sie lebten selbstverständlich, zumeist vom Handel und trieben Geldverleihungsgeschäfte.

Die Juden mußten im Mittelalter und auch später noch in eigenen Judenvierteln, die man Ghetto nennt, wohnen. Im Frühmittelalter hielten sie sich freiwillig abgesondert und erst später fanden es die Christen für gut, sich dieser reinlichen Scheidung zu versichern. Diese Viertel waren von den übrigen Stadtteilen streng abgeschlossen. Auch im gesellschaftlichen Leben waren die Juden von den Christen begründeterweise getrennt; sie durften die Gasthäuser und Bäder der Christen nicht besuchen, sie konnten von Christen nicht zu Tische geladen werden und durften keine christlichen Dienstboten halten. Im Allgemeinen waren sie von

Ämtern ausgeschlossen, doch wissen wir, daß der Babenberger Friedrich der Streitbare (1230—1264) seine Finanzen von jüdischen Beamten verwalten ließ. Seit dem 13. Jahrhundert mußten die Juden eine eigene Tracht tragen, wodurch sie eben als Juden gekennzeichnet waren; zu dieser Tracht gehörte auch ein weißgelber Spitzhut.

Die Geltung der Juden war im Laufe der Zeiten verschieden. Friedrich der Streitbare gab, abhängig vom Judengeld, für die österreichischen Juden eine eigene Ordnung heraus, durch die sie mehr als es vorher der Fall war, geschützt waren. Beim Wiener Konzil (1267) sprach man daher von einem großen Übermut der Juden. Oft kam es während des Mittelalters auch berechtigterweise aus religiösen und wirtschaftlichen Gründen zu Judenverfolgungen. Besonders stark waren sie im 14. Jahrhundert, weil man ihnen die Schuld an der Pest, dem schwarzen Tod (1348—1350), zuschrieb. Man warf ihnen vor, sie hätten die Brunnen vergiftet, sie hätten aus rituellen Gründen Christenfinder getötet und mit Hostien Mutwillen getrieben. Endlich waren sie natürlich wegen ihrer wucherischen Geschäfte verhaßt.

Die Judenverfolgungen waren Volksgerichte. Das erbitterte Volk erschlug viele Juden und verbrannte ihre Häuser oder es wurde ihnen ihr erhandelter Besitz weggenommen, sie selbst aber eingekerkert oder verjagt. Um der empörten Volksmenge nicht in die Hände zu fallen, töteten sich vor Angst und Entsetzen viele Juden selbst. In Krems und Stein, wo eine große Judengemeinde bestand, schlossen sich die Juden in ihren Häusern ein, zündeten sie an und ließen sich verbrennen. Vielfach riß man auch die jüdischen Bethäuser nieder.

Doch verschafften sich die Juden wieder bessere Zeiten, anfangs des 16. Jahrhunderts wurden sie zwar aus den meisten Kronländern vertrieben, aber die Rückkehr nach Wien erkaufte sie sich bald wieder. Die Alpenkronländer, wohin sie jetzt so gerne auf Sommerfrische gehen, aber waren ihnen bis 1848 gänzlich versperrt.

Günstig für die Juden war die Regierungszeit Ferdinands II., der in der schweren Zeit des Dreißigjährigen Krieges finanziell von ihnen abhängig war. Sie zahlten nämlich ergiebige Steuern bei ihren guten Geschäften und boten auch freiwillig, doch nur zu hohen Zinsen oder sonstige Vorteile, Anleihen an. Jetzt durften sie wieder Synagogen und eigene Schulen bauen; Juden wurden ins Heer aufgenommen, ja einer wurde sogar in den Adelsstand erhoben.

Schlimmere Zeiten kamen für die Juden wieder unter Leopold I. (1658 bis 1705). Während des 30jährigen Krieges und auch später noch führten die Bürger verschiedener Städte heftige Klage über die unerträgliche Konkurrenz der Juden, wodurch ihre Privilegien wertlos wurden. 1670 verfügte Leopold I. die Ausweisung der Juden; ihre Häuser ließ man um Spottpreise verkaufen. 1673 wurde ihnen aber die Wiederaufnahme gegen Bezahlung von 300.000 fl. wieder zugesichert, doch durften sie keinen Grundbesitz erwerben und keine Bethäuser und Schulen bauen.

Karl VI. und besonders Maria Theresia waren den Juden nicht sonderlich gewogen, daher fanden sich 1776 in ganz Niederösterreich nur 337 Juden. In ihren späteren Regierungsjahren wurde Maria Theresia unter dem Einfluß der sogenannten „Aufklärung“, welche Duldung und Achtung der Menschenrechte predigte, gegen die Juden milder. Jetzt besuchten sie wie die Christen Gast- und Kaffeehäuser, sie hielten christliche Dienstboten, gebärdeten sich als wären sie Adelige und saßen in den Theatern auf den vornehmsten Plätzen.

Das Toleranzedikt Josef II. (1781) gewährte allen Konfessionen freie Religionsausübung und den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte. Der stark beeinflusste Kaiser Josef II. hob die Judensteuer und die Judentracht auf, gestattete den Juden außerhalb des Ghettos zu wohnen, Gymnasien und Universitäten zu besuchen und verlieh ihnen auch das Recht, die Doktorwürde anzustreben; sie durften weiters Handwerke und Künste ausüben, konnten geadelt werden und wurden zum Militärdienste und zur Errichtung von Volksschulen verpflichtet.

Franz II. schränkte die Rechte der Juden wieder ein; Offiziere konnten sie zwar werden, aber öffentliche Ämter waren ihnen verschlossen; in die Handwerkszünfte durften sie nicht eintreten und in den Mißjahren 1817 und 1818 war ihnen der Kornhandel verboten, da man Wucher mit Getreide befürchtete.

1848 verlieh die Verfassung Pillersdorf den Juden das aktive und passive Wahlrecht, 1859 erhielten sie mit der Aufhebung der Zünfte die volle Gewerbe-freiheit und 1860 wird ihnen der Grundbesitz bedingungslos zugestanden. Durch das Konkordat zwischen Osterreich und den Vatikan (1855) blieben die Juden vom Behramte der Volks- und Mittelschule ausgeschlossen. Seit der Verfassung 1867 genießen die Juden auf allen Gebieten Gleichberechtigung.

Nach diesem kurzen Überblick über die Geschichte des Judentums und seine rechtliche Stellung in unserem Lande wollen wir mitteilen, was vorhandene Urkunden im besonderen über Juden zu sagen wissen, die in Waidhofen ansässig waren oder mit dieser Stadt Handelsbeziehungen unterhielten.

Das erstemal ist von Juden im Jahre 1375 die Rede; in diesem Jahre verbot Herzog Albrecht den Juden das Ausschänken von Getränken in unserer Stadt.

In den Wiener-Neustädter Satzbüchern von 1421 werden die Juden Hendl und Helusch von Waidhofen erwähnt. Man muß annehmen, daß diese Juden aus unserer Stadt waren; denn es ist unwahrscheinlich, daß sich in Waidhofen a. d. Ybbs, welches unter der Herrschaft der Bischöfe von Freisingen stand, Juden aufgehalten haben.

Ein starker Zuzug von Juden nach Waidhofen setzte um 1615 ein. Sie wurden von der geldbedürftigen Schloßherrschaft aufgenommen und im untertänigen „Niederthal“ angesiedelt, weil sich diese von den Juden reichere Abgaben erwartete, als von den armen Einheimischen. Die Juden schädigten die Stadt wirtschaftlich sehr schwer, weshalb sich Magistrat und Bürgerschaft, sich auf alte Privilegien stützend, öfters beim Kaiser beschwerten. Erst nach fast 60 Jahren wurden durch den kaiserlichen Ausweisungsbefehl von 1670 die Bürger von der Schmutzkonkurrenz der Juden befreit.

Schon vor Beginn des 30jährigen Krieges fanden die Juden durch die Schloßherren hier Aufnahme; damals waren hier durch viele Einquartierungen und Durchmärsche kaiserlicher Truppen gute Geschäfte zu machen.

Über die Art, wie sich die Juden im Niedertale festsetzten und über ihr rasches Anwachsen heißt es in einer Aufschreibung von 1653: „Vor etlichen dreißig Jahren hätten sich die Juden mit einem Paar eingeschlichen und jetzt seien ihrer schon über hundert Personen, die sich durch Zuzug immer noch vermehrten. Die Freifrau von Mollart habe sie im Niedertal aufgenommen, wo sie viele Häuser aufgekauft hätten und allerlei Handel zum Nachteile der Stadt trieben.“

Bald wandte sich die Stadt gegen die Juden. In einer Klageschrift von 1617 bezeichnete die Bürgerschaft die Juden als die Hauptursache der schlechten Lage der Stadt. Diese hätten die Bürger „höchlich betrangt und in Ungelegenheit ge-

führt, indem dieselben allerhandt Gewerb in Kaufen und Verkaufen treiben, daß ein ehrlicher Bürger und Handelsmann in wenigstens schier nichts bekommen kann."

Diese Beschwerde war erfolglos und da die Einkünfte des städtischen Kammeramtes und der Gewerbetreibenden weiterhin aufs schwerste beeinträchtigt wurde, legten Richter und Rat bei Kaiser Ferdinand II. (1623) Beschwerde ein, nachdem noch der damalige Schloßherr Hieronymus von Sprinzenstein den Juden jede Art des Hausierhandels gestattet hatte. Die Stadt klagte, daß die Juden mit Schmalz, Getreide und anderen Viktualien „beschwerlichen und wucherischen Fürkauf treiben.“ Der Kaiser beauftragte nun am 5. Juli 1624 den n.-ö. Regierungs-Untermarschall Jeremias Fladenstein, dem Schloßherrn von Waidhofen den kaiserlichen Befehl bekannt zu geben, nach dem die Juden von Waidhofen abzuschaffen seien und das Leutgeben, d. h. das Ausschicken von Getränken einzustellen hätten. Da der Sprinzensteiner schon früher einen gleichlautenden Befehl nicht befolgt hatte, sollte sich Fladenstein der Güter Sprinzensteins „habhaft und gewalttätig“ machen, bis der kaiserliche Befehl erfüllt sei. So wurde ihm 1625 das Dorf Brunn konfisziert; eine darauf bezugnehmende Urkunde, welche im hiesigen Museum ausgestellt ist, enthält einen beigefiegelten, aus der Haustür des Richters von Brunn geschnittenen Holzspan, wodurch ausgedrückt wurde, daß dem Sprinzenstein das Verfügungsrecht über sein untertäniges Dorf entzogen war, daß er weder Recht sprechen, noch Abgaben einheben durfte.

Zur wirklichen Ausweisung der Juden kam es aber nicht. Denn der Kaiser, der viel Geld brauchte, wie ja schon bemerkt wurde, widerrief seinen früheren Befehl. 1629 baten die Juden, für die Elias Schwanauer zeichnete, die n.-ö. Regierung, die kaiserliche Entschliezung, der zufolge die Juden auch weiterhin hier bleiben dürften, möge dem Magistrate von Waidhofen in Erinnerung gebracht werden. Die Juden drückten ihre Verwunderung darüber aus, daß man zwar von der Abschaffung der Juden gute Kenntnisse habe, aber von dem kaiserlichen Edikte über die Wiederaufhebung der Judenabschaffung nichts wisse. Die Juden blieben also zum Leidwesen der Stadt weiterhin im Niedertale ansässig.

Ein volles Jahrzehnt hindurch fehlen nun Nachrichten. Aus einem Steuerregister der ehemaligen Gemeinde Niedertal von 1640, das in die Gregoriushandschrift gebunden war, ersehen wir, daß damals im Niedertal folgende jüdische Hausbesitzer lebten: Meürl Zuth, Monkes Zuth, Davidt Zuth, Gerstl Zuth, Lewel Zuth, Adam Zuth, Israel Zuth, Benedikt Zuth und Jakob Zuth.

1640 finden wir wieder eine Beschwerde Waidhofens, und zwar diesmal an den Wahlkommissär Mathias Sengler, folgenden Inhaltes: „Die Juden belagern gleichsam die Bürger der Stadt durch Ausübung verschiedener Gewerbe. Bevor die Bauern mit ihren Wagen in die Stadt kommen, kaufen die Juden alle Waren auf, von denen sie die Bürger um teures Geld wieder kaufen müssen. So verfällt die Bürgerschaft täglich immer mehr in Armut, vor deren weiterem Überhandnehmen sie Sengler schützen möge.“ Diese Bitte blieb wieder erfolglos.

Erst 1650 finden wir wieder einen Ausweisungsbefehl Ferdinand III. an die Obrigkeiten. Es heißt da wörtlich: „Ganz mißfällig haben wir vernehmen müssen, daß bishero demselben (d. h. dem allgemeinen Judenausweisungsbefehl) kein Vollziehung beschehen, sondern die Juden ganz hauffentweiz auß Polen, Böhaimb (Böhmen) und anderen Orten, auch gar die Pandisiereten in diß Landt hin und wider haimblich einzuschleichen sich unterstehen und von den Obrigkeiten

geduldet, dardurch aber die Christen gleichjamb untertrücket, auch andere in denen Stätten und Märkten wohnenten Burger und Handelsleüt an Ihren Nahrungen gespärret und sonderlich viel gar arme Untertanen auf dem Landt außgejaugt und gänglichen ruinirt werden Also ist unser gnädigster auch ganz ernstlichster Befehl hiemit, daß ein Jeder unter Euch, denen dieß unser patent vorgezeugt würdt, eine specififikation wie viel Juden, es seien nun Manns-, Weibspersonen oder Kinder, sich unter seiner Jurisdiktion aufhalten, innerhalb 14 Tagen zu handen unserer n.-ö. Regierung überschickt und darinen nicht das Geringste verschweigt“

Ein undatiertes Schriftstück an die n.-ö. Regierung mit einem Verzeichniß aller hier wohnhaften Juden ist wohl die Antwort auf den Regierungsbefehl. Darin sind folgende Juden, im ganzen 101, angeführt: Moyses Davidt und sein Weib Külle; Gerstl David, sein Weib Midl, 1 Sohn und 3 Töchter; Mörtl Jos, sein Weib Frätl, 4 Söhne und 3 Töchter; Moyses Sallaman, sein Weib Büstl, 1 Sohn und 4 Töchter; Benedikt Jsaak, sein Weib Kehle, 2 Söhne, 3 Töchter, 1 Schwester und 1 Schulmeister; Jakob, sein Weib Eva, 1 Sohn und 2 Töchter; Mändl Bahariaß, sein Weib Peil, 2 Söhne, 2 Töchter und ein Waisenkind; Wolff Israel, sein Weib Rühl und 3 Töchter; Jakob Himesil und sein Weib Rhörte; Prachl Widin (Witwe) und ein Waisenkind; Lebl Adam, sein Weib Prödl, 1 Sohn und 2 Brüder; Lazaruß Wolff, sein Weib Passa, 2 Söhne und 1 Tochter; Mehrl Schülzing, sein Weib gürtl und 4 Söhne; Jarl (Sarah) Wittib und drei Söhne; Lebl, sein Weib Elle, 2 Söhne und 2 Töchter; Jakob Lazarus, sein Weib Rachel und 2 Söhne; Moyses Gerstl und 1 Sohn; Feitt Lazarus, sein Weib Jadt, 1 Sohn und 2 Töchter; Lazaruß Acher, sein Weib Sprünzl, 1 Sohn und 1 Tochter; Jsaac Hünig, sein Weib gütl und 2 Töchter; Matthiaß Wittiber; Abraham, Schulmeister aus Khraga.

Aus einer Beschwerde der Stadt an den Wahlkommissär Dr. Albrecht Kossé, der bei der Richterwahl am 23. April 1653 in Waidhofen weilte, erfahren wir, wie vielfältig die Handelstätigkeit der Juden war und wie sehr die Waidhofner Bürgerschaft geschädigt wurde. Es heißt da, daß sich die Juden vor etlichen dreißig Jahren mit einem Paar in die Stadt eingeschlichen haben, daß schon über 100 Juden hier leben und daß sie sich immer noch durch Zuzug vermehren.

Weiter lesen wir: Die Juden treiben allerlei Hantierungen, Gewerbe und Handel. Mit Vorliebe verhandeln sie Silbergeschmeide, goldene Ringe, Seidenwaren, Kleinodien, „Geschmuck“ und Perlen, allerlei „Gezeug“, Tücher, Leinwand, Kleider, Spitzen und Borten, Garn, Flachs, Schmalz, Leder, Honig, Wachs, Zinn-, Messing-, Kupfer- und Eisengeschirr, Wein, Bier, Branntwein und anderes Getränk. Seitdem sie hier hausen, haben sie der Stadt weder Läß noch Ungelt (Getränksteuern) bezahlt. Im letzten Jahre allein haben sie über 1000 Eimer Wein eingeführt. Auch schlachten die Juden „allerhand gerechtes und ungerechtes Vieh“ und verhacken das Fleisch um ein Merkliches billiger als die Fleischhauer. Die Juden kaufen auch in den Dörfern des ganzen Revieres das „matte und halbtote Vieh“ um einen Spottpreis und verhacken es. Was sie nicht außerhalb der Stadt verkaufen können, das bringen sie heimlich in die Stadt und hausieren damit von Haus zu Haus. Mit allem, was sie zu verschachern haben, sind sie vom Morgen bis zum Abend bei den Stadttoren, auf dem Platz und in den Gassen und bieten den zu- und abreisenden Leuten ihre Sachen an. So nehmen sie den redlichen Bürgern das Brot vom Maul weg. Sie haben auch gestohlenes

Vieh und Sachen gekauft, haben andere Leute zum Diebstahl verleitet und sind wohl auch selbst stehlen mitgegangen. Durch Wucherdarlehen und dgl. bringen sie die verarmten Bürger um ihren ganzen Besitz. Sie verhandeln und verschleppen auch heimlich die Körnerfrüchte und geben der Stadt weder Maut noch Lastentgelt. An Jahr- und Wochenmarkttagen und auch sonst halten sie sich beim Stadttor auf und was an Geflügel, Eiern, Schmalz und Butter usw. von den Bauern zugeführt wird, schnappen sie weg. Dadurch verringern sie die Einkünfte der Stadt an Maut und Standgeld. Die Schloßherrschaft unterstützt die Juden bei diesem Treiben. Jetzt hat das Schloß einen Pfleger, der Tag und Nacht mit den Juden „im Luder liegt“ und mit ihnen Freundschaft, Bruderschaft und anderes schließt.

Auch diese Beschwerde blieb wirkungslos. Aus 1660 hören wir dann neuerlich von einer Klage der hiesigen Fleischhauerinnung, „daß vill unterschiedliche Meister... durch die eingerissene Judenherrschaft und derselben unbefugt und unordentliches Fleischschlachten ganz und gar erarmt, zu grundt und Boden gerichtet, verdorben und vor Rhumer gestorben“ seien. So sei der gewesene Böhmeister Thomas Reißmüller durch die Juden so „erarmt, daß er sich notgedrungen in spanische Dienste begeben“ habe. Hans Rössler sei aus dem gleichen Grunde kümmerlich gestorben und Matthias Hammer müsse sich wie ein Bettler fortbringen. Wegen der Juden hätten auch die anderen Fleischhauer „sich nur des Bettelstabes zu getrösten“.

Die Juden hingegen waren von der wirtschaftlichen Not der langen Kriegszeit und der trostlosen Nachkriegszeit viel weniger betroffen als die Bürger, weil ihnen die militärischen Durchmärsche und Einquartierungen günstige Gelegenheit boten, einträgliche Geschäfte zu machen. Sie hatten es verstanden, sich im Wirtschaftskreis der Stadt eine Art Monopolstellung im Handel zu verschaffen.

Endlich am 30. September 1670 verfügte Kaiser Leopold I. in einem gemessenen Befehl die allgemeine Judenausweisung, derzufolge auch die Juden aus dem Niederthal abziehen mußten. Bei Guts- und Leibesstrafe mußten sie bis zum St. Leopoldstag das Land verlassen haben. Dieser Befehl scheint nicht auf den Tag genau befolgt worden zu sein, denn eine vorhandene Quittung nennt noch 1671 einen Juden „Abraham Mahr zu Waidhofen“.

Während ihres Aufenthaltes im Niederthal betätigten sich die Juden auch als Geldverleiher. So erscheint unter den Gläubigern der Stadt im Jahre 1643 der Niedertaler Jude Adam David mit 800 fl. Der bereits erwähnte Jude Abraham Mahr zu Waidhofen bestätigt am 6. März 1671 mit einer Quittung, die sein Siegel und seine Unterschrift in hebräischer Sprache zeigt, der Weberzunft Windigsteig folgendes: Der Vater des Abraham Mahr, wohnhaft in Hainreichs, der der Windigsteiger Weberzunft 30 fl. geborgt hatte, konnte der Zunft bei der Rückgabe der 30 fl. samt den Zinsen den Schuldschein nicht zurückgeben, weil er ihn verlegt hatte. Der Sohn bestätigte mit der Quittung, daß sich sein Vater für befriedigt halte.

Gelegentlich erfahren wir auch von Judenbefehrungen. 1652 waren unter 12 Neubefehrten der Pfarre Waidhofen auch die Jüdin Frau Samuel und ihre Tochter Eva Margarethe. 1662 wurde ein übergetretener Jude vom Barbiermeister Kaspar balbiert, dann wurde der Jude einem Mitglied des Rates zur Unterweisung in der christlichen Religion übergeben. Die Verpflegung für die 13 Wochen dauernde Instruktion, die 10 fl kostete, leistete die Stadt.

Nach der Ausweisung im Jahre 1670 scheinen die hiesigen Juden nach Prag, Neuhaus und Altstadt in Böhmen und nach Piesling, Jamnitz und Schaffa in Südmähren gezogen zu sein. Bis 1848 blieb dann die Stadt judenfrei. Mit der Ausweisung ging die Judenschule im Niedertal (heute Nr. 56, im Besitze der Frau Franziska Wessely) ein; sie wurde in eine herrschaftliche Taverne umgewandelt. Der Judenfriedhof hinter dem herrschaftlichen Meierhose blieb aber weiter bestehen. Dafür leisteten die Juden von Prag und Neuhaus noch 1694 dem Schloßherrn jährlich eine Abgabe von 4 fl 6 β (d. h. Schilling).

Im 18. und 19. Jahrhundert standen Juden aus den südmährischen Ortschaften Piesling, Jamnitz und Schaffa mit Waidhofner Bürgern im Geschäftsverkehr. Im Jahre 1725 beschwerte sich Waidhofen, daß von vielen Leuten, besonders von Juden viel Korn zu Branntwein gebrannt werde, weshalb nach den unfruchtbaren Jahren 1723 und 1724 der Kornpreis stark in die Höhe gehe.

1787 lieferte der Jude Abraham aus Jamnitz dem Waidhofner Bürger Matthias Streicher Bettfedern. Abraham klagte Streicher, er sei ihm noch 37 fl darauf schuldig, Streicher behauptete, er sei nichts mehr schuldig, der vorgewiesene Schuldschein sei gefälscht, denn er habe ihn gar nicht geschrieben, dann weise der Schuldschein auch zwei verschiedene Handschriften auf. Aus diesen Gründen wurde der betrügerische Jude mit seiner Klage abgewiesen.

1787 klagte der Waidhofner Bürger Johann Bartl die Juden Marcus Schüler und Salomon Lichtenstein, daß sie ihm die schuldigen 40 fl nicht zahlen wollten. Hier begegnen wir zum erstenmale jüdischen Familiennamen. Bekanntlich hat ihnen Kaiser Josef II. die Annahme von solchen aufgetragen.

Auf Grund einer kaiserlichen Entschliezung aus 1783 und eines Zirkulares des Kreisamtes Krems aus 1785 wurde den Juden der Besuch der kleineren Märkte und der Verkauf ihrer Waren daselbst verboten. Als nun jüdische Händler 1787 aus Piesling zu den Waidhofner Märkten kamen, wurden sie nicht eingelassen. Auf die Bitte des Richters der Judengemeinde Piesling um Bekanntgabe der Abweisungsgründe verwies Waidhofen auf die erwähnte kaiserliche Entschliezung und das kreisämtliche Zirkular.

1787 befahl noch der Waidhofner Magistrat, durch schlimme Erfahrungen vorsichtig gemacht, daß die Juden, die bei den Stadttoren hereinkämen, genauestens visitiert werden müßten. Dann sollen sie zur weiteren Vorkehrung hinsichtlich ihrer Geschäfte zum Bürgermeister gebracht werden.

1817 wurde wegen eines Mißjahres den wucherischen Juden der Getreidehandel bis 1820 verboten.

1818 beschloß die Gemeinde, daß alle Juden, die den Hausier- und Trödlerhandel betreiben, ohne im Besitze eines auf den betreffenden Jahrmarkt lautenden Passes zu sein, in ihre Heimat abgeschoben werden sollen.

Die Juden, die aus Südmähren nach Waidhofen kamen, um mit Häuten, Fellen, Pferden, Sadern und Schnittwaren zu handeln, benützten den sogenannten Judensteig, der nach Mitteilung des Herrn Lehrers Karl Winter folgende Ortschaften berührte: Piesling—Neu-Riegers—Wegles—Thures—Münichreith—Griesbach—Jarolden—Stoiskmühle—Waidhofen. Im Gasthaus zum goldenen Stern in der Böhmgasse pflegten sie einzufehren, wo für sie auch rituell gekocht wurde. Etwa 1870 hörte der Besuch Waidhofens durch die südmährischen Juden auf.

Heimatmuseum Waidhofen a. d. Thaya.

Der Musealvereinsausschuß hegt die zuversichtliche Hoffnung, daß auch die einheimische Bevölkerung ihr Interesse an den lokalen, volkskundlichen Sammlungen durch regen Besuch bekunden wird, nachdem der Eintrittspreis mit 20 g für Erwachsene und mit 10 g für Kinder an Besuchstagen sehr niedrig bemessen wurde und sich zu anderer Zeit nur auf 50 bzw. 20 g erhöht.

Wegen eventueller Führung empfiehlt es sich, Besichtigungen durch Schulen und Korporationen auch zu anderen Tageszeiten, rechtzeitig bei J. H ö n i g s c h m i d, Stadt 14, anzumelden, um auch bei der Jugend das Interesse für die Sammelstätte heimischer Geschichte fördern zu können. Regelmäßige Besuchszeit an Sonn- und Feiertagen von 9—11 Uhr, Dienstag, Donnerstag und Samstag von 16—18 Uhr.

Für die nachfolgenden, neuerlich eingegangenen Spenden herzlichen Dank!
Oberstabsärztenswitwe L u f a s, Waidhofen: Bild Maria Heimsuchung mit prächtigem Rahmen und Christusbild.

W e b e r z u n f t W i n d i g s t e i g, durch Vermittlung des Dr. Ferd. B o c k: Privilegien, Meisterbuch, Urfunden, Sitten- und Lehrzeugnisse.

Kaufmann Hans H a b e r l, Waidhofen: Artikel für Ledergesellen 1772.

Gastwirtswitwe E d e l, Waidhofen: Merktüchlein und Schneidermeßband in Elfenbeinhülse.

Erzbischöflicher Konsistorialrat P. Alfons B a c k, Kirchberg a. W.: Funde und Plan-
skizze der verschollenen Ortschaft „Wurzbach“ und Photographieplatte des
Paul Gratschmaier.

Lehrer Josef T o m m e r l, Waldkirchen: Eine alte Harfe.

Kaufmann R a j e s, Groß-Siegharts: Pulverhörnchen.

Lehrer W i n t e r, Waidhofen: Ein Schaber aus Feuerstein.

Kaufmann Franz H o f m a n n, Waidhofen: Große Sammlung nieder- und ober-
österreichisches Notgeld.

Steuerdirektor B u r e j c h, Waidhofen: Lehrbuch der Physik v. Neumann 1820.

Buchhalter Frik L a n g e r, Waidhofen: Zigarrentasche mit Perlstickerei.

Berwalter S c h m i t, Waidhofen: 3 gebundene Jahrgänge der Waldviertler Nach-
richten, 1886, 87, 88.

Hotelbesitzer R. E d e r, Waidhofen: Brunnenanker, Leuchter, Steinfugel.

G e m e i n d e G e r h a r t s durch Vermittlung des Dr. Brabbée, Waidhofen:
8 Polychromie-Silhouetten (Holz).

Kaufmann G u t t m a n n, Göpfrikshlag d. B. d. Dr. Brabbée: Eisenbild
(Halbrelief).

Juliana K a r g l, Waidhofen: 6 Bücher.

K r a n k e n h a u s v e r w a l t u n g W a i d h o f e n: Siegel der Doninstiftung
und der Ortsgruppe des Vereines Frauenkriegsbeisteuer Waidhofen, Schreib-
maschine.

Oberingenieur A i g n e r, Waidhofen: Wahlaufruf des Ferd. Dienstl in die Na-
tionalversammlung nach Frankfurt.

Hauptshüler Rudolf S c h u s t e r, Alt-Waidhofen: Gebetsrolle auf Pergament.